

Vaterlosigkeit in vaterarmen Zeiten.
Facetten eines gegenwärtigen und historischen Schlüsselthemas
Donnerstag, 22. September bis Samstag, 24. September 2011
Akademie Franz Hitze Haus, Münster
Prof. Dr. Barbara Stambolis, Universität Paderborn
Maria Kröger, Akademie Franz Hitze Haus Münster

Veranstaltungsbericht erstellt von Prof. Dr. Barbara Stambolis

Die Akademietagung fächerte ein aktuelles, zeitgeschichtliches, pädagogisches, sozial- und psychowissenschaftliches Thema breit auf. Experten stellten Analysen zum Wandel von Familienstrukturen oder Männlichkeitsbildern und Untersuchungen zur Bedeutung von väterlichen Orientierungen im Lebensverlauf vor. Sie diskutierten aus dem Blickwinkel unterschiedlicher Disziplinen Forschungen zur nachhaltigen Beeinträchtigung im Kindes- und Jugendalter durch die Abwesenheit des Vaters. Ferner ging es um Vaterlosigkeit im Sinne fehlender männlich-väterlicher Autorität für nachwachsende Generationen infolge einschneidender historischer Zäsuren.

Abgesehen von der transdisziplinären Vernetzung, die sich über Jahre bereits unter „Weltkriegs2Forschern“ als fruchtbar erwiesen hat, zeichnete sich diese Veranstaltung auch durch die Einbeziehung eines betroffenen Laienpublikums aus: An den Gesprächen beteiligt war nicht zuletzt eine Reihe „vaterloser“ Töchter aus der Kriegskindergeneration des Zweiten Weltkriegs, die an einem Befragungsprojekt teilgenommen haben, das von Prof. Dr. Barbara Stambolis durchgeführt wurde und das – von der Gerda Henkel Stiftung unterstützt – kurz vor dem Abschluss steht.

Diese Frauen fragen – ebenso wie auch vaterlos aufgewachsene Männer der zwischen 1930 und 1945 geborenen Altersgruppen – nach möglichen generationenübergreifenden Zusammenhängen: Sie stellen nicht selten beunruhigt fest, dass eines ihrer eigenen zentralen Lebens-themen, nämlich ohne Vater oder mit abgekapselten, emotional unerreichbaren Vätern aufgewachsen zu sein, unter anderen Voraussetzungen und gesellschaftlichen Zusammenhängen zu Beginn des 21. Jahrhunderts neu an Bedeutung gewonnen hat.

Prof. Dr. Micha Brumlik betonte die langjährige starke Tabuisierung und Verdrängung der Schuld der Väter, die Sehnsucht nach väterlichen Vorbildern einerseits, die mangelnde ideelle wie auch konkrete Väterlichkeit in der deutschen Gesellschaft nach 1945 andererseits. Unter Hinweis u.a. auf Alexander Mitscherlich („Die Unfähigkeit zu Trauern“), Christoph Meckel („Suchbild. Über meinen Vater“) oder Uwe Timm („Am Beispiel meines Bruders“) umriss er pointiert die Verdrängung des Schmerzes in der nachwachsenden Generation darüber, dass die Väter ihr Leben nachhaltig beeinträchtigt hatten, und zwar im Sinne einer „zweiten Schuld“ (Ralf Giordano). Brumlik warnte vor seiner Ansicht nach unzulässigen Versuchen, die Vaterproblematik der Nachkriegszeit mit der Gegenwart des 21. Jahrhunderts vergleichen zu wollen.

In der Diskussion zeigte sich – während der Veranstaltung dann auch wiederholt – wie schwer es „Kriegskindern“ von einst heute fällt, sich der „moralischen“ Schuld der Väter zu stellen und sich mit ihnen dennoch zu „versöhnen“, ein Bedürfnis, das als späte oder nachgeholtete Trauer beschrieben werden kann. Inwieweit habe, so eine Frage, die moralische Verurteilung der Väter

Priorität vor der Sehnsucht, um den Vater als liebevoll zugewandten Menschen zu trauern? Dürfe man ihn nicht auch „verstehen“ und ihm vielleicht sogar trotz schuldhafter Verstrickungen „verzeihen“?

Prof. Dr. Elmar Brähler fasste Ergebnisse seiner Befragungen zu Langzeitfolgen kriegsbedingt vaterlosen Aufwachsens (Abwesenheit des Vaters für mehr als zwei Jahre) folgendermaßen zusammen: Repräsentativuntersuchungen der Jahre 2003/2007 ergäben zweifelsfrei, dass vaterlose Kriegskinder im Erwachsenenalter eindeutig stärker unter körperlichen Störungen auf psychischer Grundlage litten als Kinder mit Vätern derselben Altersgruppen. Frauen seien zudem stärker betroffen als Männer. Depressive Symptome seien dann besonders signifikant, wenn als Belastungen Vaterlosigkeit, Flucht- und Bombenkriegserfahrungen zusammengekommen seien. Vaterlose ließen zudem eine geringere „Lebenszufriedenheit“ erkennen, sie nähmen auch häufiger ärztliche Hilfe in Anspruch.

In der Diskussion wurde die Frage nach noch nicht absehbaren Folgen heutiger Vaterlosigkeit und möglicherweise ähnlichen Langzeitfolgen wie für die Kriegsgeneration des Zweiten Weltkriegs gestellt. Brähler warnte vor vorschnellen und unzulässigen Parallelisierungen. Gegenwärtig seien auch in Patchwork-Konstellationen die Väter dennoch verfügbar. Er machte auf weitere gegenwartsrelevante Aspekte aufmerksam: Aufgrund der Erfolge der Reproduktionsmedizin wüchsen heute rund 10% der deutschen Kinder ohne ihren genetischen Vater auf und „würden dennoch ganz gut groß.“

Prof. Dr. Klaus Lieberz stellte als Ergebnis von Langzeituntersuchungen heraus: Der Vater sei als Entwicklungsmotor für die Selbstentwicklung und Selbstregulation in ebenso hohem Maße wichtig wie für die spätere psychische Gesundheit, jedoch könne nicht holzschnittartig davon ausgegangen werden, ein fehlender Vater sei beeinträchtigender als beispielsweise ein süchtiger, gewalttätiger oder suizidaler. Psychische Störungen seien prognostizierbar, wenn zudem (u.a.!) die Schwangerschaft unerwünscht sei, die Eltern schlecht ausgebildet oder psychisch gestört seien. Mit anderen Worten: Die Komplexität der Familienzusammenstellung sei wichtig und keinen Vater zu haben sei möglicherweise „gesünder“ als einen schlechten.

In der Diskussion gab Prof. Dr. Insa Fooker zu bedenken: Frühe Prägungen seien partiell auflösbar und Belastungen durch Beeinflussungen und Einstellungen sehr wohl veränderbar, wie Erfahrungen in der Gerontologie zeigten.

Prof. Dr. Roland Eckert stellte folgenden Gedanken in den Mittelpunkt seiner Ausführungen: Gewalterfahrungen und Verluste nahe stehender Menschen erschütterten die zuvor als unbezweifelbar erfahrene subjektive Wirklichkeit, die in der dichten Interaktion der Kindheit aufgebaut wurde. Diese subjektive Wirklichkeit wieder „zusammen zu flicken“, könnte ein treibendes Motiv sein, enge Gemeinschaften aufzusuchen. Frauen tendierten möglicherweise dazu, den verlorenen Vater in engen Partnerbeziehungen zu ersetzen, während für Männer eine maskuline Gemeinschaft attraktiv sei, in der sie sich ihrer männlichen Identität versichern könnten. Es sei allerdings nur bedingt möglich, solche Bewältigungsmuster individueller Traumata auf Kollektive zu übertragen. Gleichwohl lasse sich auf diese Weise partiell erklären, warum für viele Angehörige der Kriegs-

jugendgeneration des Ersten Weltkriegs die Ideologie der Volksgemeinschaft so attraktiv gewesen sei.

In der Diskussion ging **Prof. Dr. Jürgen Reulecke** auf den Zusammenhang zwischen konkreter individueller Vaterlosigkeit und die bereits nach dem Ersten Weltkrieg diagnostizierte „vaterlose Gesellschaft“ ein und verwies auf Generationenkonflikte und Führersehnsucht in der Weimarer Republik. **Prof. Dr. Klaus Lieberz** und **Prof. Dr. Sabine Andresen** reflektierten die Chancen und Grenzen menschlicher Empathie-Entwicklung und die Bedingungen für die Entstehung von Grausamkeit und Fähigkeit zu Greuelthaten aus psychoanalytischem Blickwinkel bzw. unter Hinweis auf neuere Evolutionsforschungen.

Prof. Dr. Sabine Andresen entwarf unter Rückgriff auf Studien der Nachkriegszeit das Bild der „idealen“ Familie mit folgenden Tendenzen: Die gute Familie sei die vollständige Familie gewesen, und zwar als Gemeinschaft innerlich verbundener, tendenziell gleichrangiger Eltern, die Erziehung „konsensual“ betrieben. Dem Konstrukt der „heilen“ Familie hätten natürlich reale Verhältnisse gegenübergestanden, die diesem Norm-Bild nicht entsprochen hätten. Trotz der vielen Familien mit fehlendem Vater sei die vollständige Familie allgemein Referenzpunkt gewesen und habe einen hohen Druck erzeugt.

Prof. Dr. Insa Fooker verwies darauf, dass zeitnahe Studien der Nachkriegszeit und 50er Jahre Kinder ausdrücklich mit dem Forschungsziel „vermessen“ hätten, die deutsche Jugend als „gesund“ zu bezeichnen. Offenbar hätten damals auch Kinder aus non-normativen Zielen solche Idealbilder wie die von **Prof. Dr. Sabine Andresen** skizzierten repliziert.

Prof. Dr. Vera King schlug einen weiten Bogen von den Geschlechterstereotypen der Nachkriegszeit zu den gegenwärtigen: Ihre Überwindung sei nach wie vor schwierig, es gebe nach wie vor kaum „egalitäre Familienformen“. Intergenerationell wirkten hier Erbschaften der Nachkriegszeit nach. Das Wirksamwerden einer neuen Väterlichkeit (d.h. die fürsorgliche, emotionale Erziehung des Nachwuchses durch die Väter) erweise sich aufgrund biographischer, psychischer und ideologischer Brüche als mühsamer Prozess. Der Umgang mit Aggression als konstruktives Moment von Männlichkeit beispielsweise sei vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte immer noch problematisch.

Gudrun Lehmann-Scherf berichtete, in der psychoanalytischen Praxis erleichterten Märchen das Mitteilen von traumatischen Erlebnissen, auch solchen des Ablösungsprozesses von den Eltern. An Märchenbeispielen erläuterte sie die Unterschiede weiblicher und männlicher Prozesse des Erwachsenwerdens. Das Defizit, den Vater bei der Bewältigung bestimmter Alltagssituationen nicht erlebt zu haben, finde in Märchen aber offenbar keine Projektionsfläche.

Prof. Dr. Lu Seegers kontrastierte das Bild der „heilen“ Familie mit der Realität der Witwen- und Waisenfamilien in der frühen Bundesrepublik. Sie differenzierte vor allem zwischen den gesellschaftlichen Bedingungen des Aufwachsens vaterloser Familien in der BRD und DDR. In der DDR seien die Witwen schnell in den Erwerbsprozess integriert und die Kinder weniger benachteiligt worden. Die berufliche Laufbahn vaterloser Söhne sei stärker staatlich geprägt gewesen, der

Wunsch der Söhne, Vorstellungen des Vaters gerecht zu werden, habe daher weniger Raum gehabt. In West wie Ost hätten für Töchter die Trauer der Mütter und der Versuch, ihr Leid wiederzugutmachen, im Mittelpunkt gestanden. Als Erinnerungsgemeinschaften hätten sich die Kriegskinder in West- stärker als in Ostdeutschland etabliert. In Polen sei die Situation noch einmal anders gewesen. Die es habe „keine Selbstdefinition“ der Vaterlosen als Kriegskinder gegeben.

In der Diskussion wurde der Versuch von **Prof. Dr Lu Seegers**, Ergebnisse ihrer Forschungen zu systematisieren, begrüßt, aus entwicklungspsychologischer Sicht beispielsweise sei jedoch Vorsicht vor Generalisierungen geboten, so **Prof. Dr. Insa Fooken**.

Prof. Dr. Jürgen Reulecke stellte folgende Aspekte in den Mittelpunkt seines Vortrags: Zum Werden eines reifen „Selbst“ gehöre das Erlebnis der Empathie im Kleinkindalter, das Erlebnis von Vorbildern und Idealen in der Zeit des Heranwachsens und die Fähigkeit, sich in anderen zu sehen/zu spiegeln. In all diesen Zusammenhängen habe mehreren Altersgruppen Heranwachsender im 20. Jahrhundert etwas „gefehlt“: Die Vätergeneration der Kriegskindergeneration des Zweiten Weltkriegs sei zwar noch mit Idealen von männlicher Ehre und Stärke aufgewachsen, habe diese aber in den eigenen Familien bereits nicht mehr erlebt und somit bereits vorbildliche Väterlichkeit nicht verkörpern und weitergeben können. Auf die vaterlosen Söhne des Ersten folgten dann als nächste Altersgruppe die vaterlosen Söhne des Zweiten Weltkriegs in einer erneut als „vaterlos“ apostrophierten Gesellschaft. **Prof. Dr. Jürgen Reulecke** ging u.a. auch auf die Bedeutung der Jugendbewegung für männliche Heranwachsende nach 1918 und dann auch wieder in der frühen Bundesrepublik ein.

In dem Film von **Angelika Biesalski** „Mein Vater, der SS-Offizier“ ging es um die Auseinandersetzung zweier Angehöriger der Kriegskindergeneration mit ihren „Täter“-Vätern, ihrer Sehnsucht nach Aussöhnung bei gleichzeitiger Anerkennung der Schuld Väter.

Film und Diskussion leiteten über in die Abendveranstaltung mit der Lesung von **Alexandra Senfft** aus „Schweigen tut weh“. **Alexandra Senfft** berichtete über die Motive, die sie zur Beschäftigung mit ihrer Familiengeschichte veranlasst hätten, nämlich Konflikte mit ihrer Mutter und das ungeklärte Verhältnis zu ihrem Großvater Hanns Ludin. Zentrale Fragen seien für sie gewesen: Was bedeutet es für meine Mutter und ihre Geschwister, vaterlos aufzuwachsen, z.T. völlig ohne Erinnerungen an ihn, mit einem Vater aufzuwachsen, der als Märtyrer dargestellt wird? Wie wäre es gewesen, wenn er den Krieg wie seine Freunde überlebt hätte, was hätte das für uns alle bedeutet? Wenn er überlebt hätte und ich bei meinem Großvater auf dem Schoß gesessen hätte?

Prof. Dr. Insa Fookens Beitrag lagen die Antworten von rund 120 Frauen des Befragungsprojekts „Vaterlose Töchter“ von **Prof. Dr. Barbara Stambolis** zugrunde. „Sehnsucht“ sei der in den Fragebogenantworten am häufigsten genannte Begriff. Es gebe unterschiedlichste Bedeutungszusammenhänge des Sehnsuchtsgefühls, beispielsweise nach einem sinnlich-konkret anwesenden Vater, nach dem Vater, der „die Wunde wieder heil“ mache oder der stolz auf die Tochter sei. Zwar hätten alle Befragten kriegsbedingt den Vater verloren, dennoch unterschieden sich bereits die äußeren und „inneren“ Bedingungen stark, unter denen der Verlust stattfand und erlebt wurde. So fielen bei allen auch in der Lebensphase des Alters die „Ergebnisse“ sehr unterschiedlich aus. **Prof. Dr. Insa Fooken** unternahm es eine Bestimmung verschiedener „Lebensmus-

ter“ vorzunehmen. Sie unterschied die Muster „Resilienz“, „Vulnerabilität“, „Anpassung“, „Trotz-alledem“ und „Sehnsucht“.

Prof. Dr. Martin Teising berichtete aus der psychoanalytischen Praxis von Patienten – vaterlosen Söhnen aus der Kriegskindergeneration – in deren Geschichte sich auf unterschiedliche Weise Probleme mit ihren „Kriegs“vätern widerspiegelten (Herzerkrankungen, depressive Symptome). Patienten gingen oft davon aus, dass die Wunde des Vaterverlusts vernarbt sei, sie hätten aber teilweise langfristig u.a. mit Bindungsproblemen und der Angst zu kämpfen, abhängig und hilflos zu werden. Sie stellten mit Erschrecken fest, dass die Funktionalität ihres Körpers nachlasse und litten darunter, dass die Dressur dieses „engsten Partners“ nicht mehr problemlos möglich sei. Er betonte, psychosomatisch Kranke brauchten im Durchschnitt acht Jahre, bis sie in fachgerechte Behandlung kämen.

Prof. Dr. Barbara Stambolis fasste Ergebnisse ihrer Befragung „vaterloser Töchter“ zusammen und stellte heraus, dass Flucht und Vertreibung oft zusätzlich zum Verlust des Vaters belastend gewesen sei. Vaterlose Töchter hätten wohl mehrheitlich unter den überwiegend weiblichen Haushalten gelitten, in denen sie aufwuchsen. Sie seien stärker kontrolliert und gegängelt worden und hätten auch unter stärkerem moralischen Druck gestanden als ihre Brüder. Vaterlosen Töchtern und ihren Müttern sei zudem weniger Kompetenz in der „Lebensbemeisterung“ zugetraut worden als Familien mit Vätern. Trotz ihrer „Stärken“ hätten die Befragten bis heute das Gefühl, auf „unsicherem Grund“ zu stehen: Sie hätten schon als Kinder nicht auf Vaters sicherem Arm die Welt erkunden können. Auch später hätten sie die väterliche Stärkung ihres Selbstbewusstseins entbehrt. Viele versuchten indes im Alter, die Wunden aus ihrer Kindheit in ihr Leben zu integrieren und seien zudem sehr sensibel für Fragen sich möglicherweise wiederholender Schicksale in ihren Familienbiographien.

Anmerkungen

[1] Barbara Stambolis, Vaterlose Töchter. Frauen der Kriegsgeneration und ihre lebenslange Sehnsucht, ISBN 978-3-608-94724-3, Stuttgart (Klett-Cotta), Februar 2012. Zu unserer Tagung erscheint 2012 ein eigener Band. Ferner planen Barbara Stambolis und Insa Fooker einen Vergleich aus geschichtswissenschaftlicher und entwicklungspsychologischer Sicht.

Erstellt von Prof. Dr. Barbara Stambolis